

sagen, daß dieses Grabmal, das zum Ruhm und zum geheiligten Gedenden einer großen Fürstin errichtet wird, eine zu bedeutende Ausgabe erfordert, als daß man den Wünschen des eignen Herzens folgen dürfte. Aber man muß bedenken, 1. daß man die Ausgabe nach und nach innerhalb von drei Jahren machen wird, 2. daß unabhängig von der Befriedigung, der besten der Herrscherinnen ein würdiges Denkmal zu errichten, — und wenn man diese Ausgabe nur von der politischen Seite betrachtet, — sie gut angebracht scheint, weil dieses Denkmal das einzige seiner Art in ganz Deutschland sein wird, daß es keinen Kunstliebhaber, keinen Reisenden, der den Fuß nach Deutschland setzt, geben wird, der sich nicht verpflichtet glaubt, nach Gotha zu reisen, um es zu sehen, keinen Durchreisenden, der sich nicht einen Tag dort aufhalten wird, um es zu prüfen, und daß die Fremden auf diese Weise nach und nach das Kapital zurückbringen werden, das ausgeführt wurde, um das Gedächtnis einer Fürstin zu ehren, die der Unsterblichkeit würdig ist."

Trotzdem der Vertrag mit Gütard zur Ausführung bereits abgeschlossen war, wurde er wieder aufgehoben. Das nach Gotha gesandte Modell befindet sich im Museum. Es waren nämlich inzwischen Verbindungen mit dem französischen Bildhauer Houdon angeknüpft worden. Jean Antoine Houdon (1741 bis 1828), ein Schüler Pigalle's, erreichte höchste Meisterchaft in seinen Porträtbüsten von Molière, Diderot, Voltaire, Rousseau, die sich als Gipsabgüsse mit noch anderen Schöpfungen des Künstlers auch im Museum zu Gotha befinden, und, die dort eine Sammlung bilden, die selbst der des Louvre an Reichhaltigkeit gleichkommt. Diese Werke aus Gips sind keineswegs mit den modernen schablonenhaften Abgüssen zu vergleichen, da der Künstler jeden einzelnen besonders überarbeitet hat und daher auch als ein Originalwerk meist mit seinem Namen zeichnete." (Dierks, Houdons Leben und Werke, Gotha 1887, p. 25). Diese Büsten zeigen bei unnahahmlicher Wiedergabe des Charakters und Erfassung der Persönlichkeit in höchster Vollendung die Möglichkeiten der Verlebendigung und Ausdrucksfähigkeit des Marmors. Houdon hielt sich 1770 in Gotha auf, um die Porträts Friedrichs III., Herzog Ernst II. und seiner Gemahlin Charlotte von Sachsen-Meinungen zu entwerfen, die er in Paris im Salon 1773 ausstellte, und die sich jetzt auf Schloß Friedenstein befinden. Die Medaillons sind aus bronziertem Gips und zeigen in flachem Relief die in antiker Manier ausgeführten Köpfe im Profil. Houdon wurde wahrscheinlich in Gotha beauftragt, einen Entwurf für das Grabmal der Herzogin anzufertigen. Dierks (p. 137) zitiert Délerot und Legrelle: Mémoires, Versailles 1857 folgendermaßen: „Im Hintergrunde einer Totenkapsel ist das Tor zum Tempel des Todes, der in Gestalt eines Skelettes beim Herausreten den Vorhang, durch den ein Teil des Todes verhüllt ist, hebt und eiligt nach der Herzogin greift. Die Fürstin, mit gelöstem Haar, ist in ein Leichentuch eingehüllt. Sie soll ihre Anhänglichkeit an alle diejenigen, mit denen sie verbunden war und ihre Liebe für das Volk ausdrücken."

Ein zweiter späterer Entwurf sieht ein Grabmal für die Herzogin und ihren Gemahl vor. Grimm schreibt darüber: „Nicht weit von dem düsteren Eingang zu einem Grabmal steht die Fürstin. Eine tief verschleierte symbolische Gestalt, der herrische, stolze Tod streckt gebietend seine rechte Hand nach ihr aus, und während er mit dem linken Arm ihren Gemahl um-

schlingt, schickt er sich an, ihn mit seiner Gattin fortzuziehen. Der Herzog, vom Tode berührt, fühlt seine Sinne schwinden. Eine Gestalt, das Land Thüringen verkörpernd, auf der Erde ausgestreckt, sich die Haare raufend, mit geöffnetem Mund, zurückgeworfenem Kopf, mit Bliden, die zum Himmel gerichtet sind, schreit, beklagt sich über den Verlust der Herzogin und versucht den Herzog mit der rechten Hand zurückzuhalten. Die Herzogin, die noch nicht weit genug entfernt ist, hat die Schreie des Landes gehört, sie hat sich umgewendet und bezeugt der das Land Thüringen verkörpernden Gestalt durch die Haltung ihres Körpers und ihrer Arme und durch den Ausdruck ihres Gesichtes ihren Schmerz, den sie empfindet, das Land zu verlassen, denn sie sieht weder den Tod noch den Herzog... Diese vier zwanglos zusammengestellten Figuren bilden eine vollkommen einfache, starke, klare und pathetische Szene. Dieses Denkmal ist wirklich schön, nach dem Urteil Herrn Diderot's, der große Mühe gehabt hat, den Künstler zur Ausführung seiner Idee zu bewegen." Ein weiterer Entwurf Houdon's zu einem Doppelgrabmal bringt eine Wendung zu den strengeren Linien des wiedererwachenden Klassizismus. In einer Nische sitzen auf einem antiken Thron, der sich auf einem Piedestal erhebt, der Herzog und die Herzogin, gekleidet und gekrönt auf römische Art. Ihre Haltung drückt die Milde ihrer Regierung aus. Um den Sockel zieht sich ein Fries, auf dem eine Lat aus dem Leben der antiken Heroen dargestellt werden sollte. Inschrift und Wappen des herzoglichen Hauses sollten nicht fehlen.

Zwischen hatte Herzog Ernst sich an Hofrat Reiffenstein, der als großer Kunstschaffverständiger an Höfen galt, nach Rom gewandt und ein Urteil über Houdon's letzten Entwurf erbeten. Reiffenstein begründete seine Ablehnung der Houdon'schen Arbeit damit, daß in dem Entwurf „die lebhafteste Tätigkeit einer großen und merkwürdigen Handlung nicht ausgedrückt sei, die ein solcher Gegenstand erfordere. Einen Hauptmangel bilde das fehlende Bild des Volkes." Er empfahl den Gothaer Bildhauer Döll, „der die Fähigkeiten in sich fühle, die Absicht, die dieses Denkmal erfüllen sollte, glücklicher auszuführen als Houdon." — So ließ Herzog Ernst bedauerlicherweise sich von Reiffenstein beeinflussen. Houdon sollte als Entschädigung die Ausführung einer Statue in Marmor für den herzoglichen Park übertragen werden. Es war an die Diana gedacht. Bed, Ernst II. schreibt dazu: (p. 238) „Diese Diana, in Marmor ausgeführt, wurde zu dem Preise von 14 000 Liv. im Jahre 1779 angekauft. Ein Gipsabdruck befindet sich im Antiken Kabinett." Von der Marmorstatue findet sich keine Spur mehr. Dierks (Houdons Leben und Werke) ist der Meinung, daß wohl Herzog Ernst von Sachsen-Gotha gleichzeitig mit der Kaiserin Katharina II. von Rußland einen Auftrag zur Ausführung der Statue gab, daß eine Diana in die Gremmitage nach Petersburg kam, für Gotha aber nicht ausgeführt wurde, so daß eine Verwechslung vorliegen muß. Auch Döll war nicht mehr vom Glücke begünstigt als seine berühmteren Vorgänger. Er sandte verschiedene Entwürfe aus Rom, die in matter Auffassung die Gedanken der Houdon'schen Gruppe wiederholten. Auch diese Entwürfe wurden nie ausgeführt.

Rein prächtiges Grabmal umschließt die irdischen Ueberreste Luise Dorothens. Das Grabgewölbe unter dem Altarraum von St. Margarethen hat sie aufgenommen.

Ernst Püschel, Gotha

Konrad Ekhof, der Vater der deutschen Schauspielkunst

Ekhof, geboren 1720 in Hamburg, war der Sohn eines Stadtsoldaten. Schon als Knabe fühlte er den Trieb zur schauspielerischen Darstellung. Ähnlich wie später sein größter Schüler Jffland begab er sich auf den einsamen Boden des Hauses, um dort zu deklamieren. Als Zuschauer dienten ihm alte Kleider, die er vor sich aufhing.

Nachdem er sich jahrelang sein Brot als schlichter Schreiber erworben hatte, betrat er bei der Schönmannschen Gesellschaft in Lüneburg zum ersten Male die Bühne, durchwanderte einen großen Teil Norddeutschlands, spielte dann bei den Prinzipalen Koch und Ackermann und wurde das hervorragendste Mitglied des Hamburger Nationaltheaters (1767 bis 1769), das durch Lessings Dramaturgie zu großer Berühmtheit gelangte.

Die Vorteile, die unsre Nation aus der Hamburgischen Dramaturgie zieht, sind unermesslich und im entferntesten noch nicht ausgeschöpft. Lessing sah ein, daß wir nicht bei den Franzosen, die die Antike mißverstanden, sondern bei der Antike selbst in die Schule gehen müßten und zwar dergestalt, daß wir ihre Schaffensart, die ihrer Natur angepaßt war, nachahmen; wir sollten so originell sein wie die Hellenen. Lessing besaß die felsenfeste Ueberzeugung von der literarischen Tüchtigkeit und Fruchtbarkeit der deutschen Rasse. Darum rief er seinen Landsleuten zu: „Glaubt an euch selbst! Es steht etwas in eurer Natur, das verdient, aus Tageslicht zu kommen." Leider wurde der reiche Quell der Lessingschen Belehrung von der jämmerlichsten Komödianteneitelkeit vorzeitig zugesüttet. Die eitle Madame Hensel, spätere Frau Seyler, für die der Gothaer Dichter Fr. W. Gotter seine „Medea" dichten mußte, hegte und intrigierte wegen einer sehr berechtigten Kritik über ihre schrankenlose Rollenlust gegen Lessing. Eduard Devrient, der Geschichtsschreiber des Theaters, nannte diese Heldentat des Kulissendünkels „einen unauslöschlichen Schandfleck für den Schauspielersstand".

Das Nationaltheater in Hamburg konnte sich nicht am Leben erhalten, weil es einmal Lessings Forderung nach dem großen nationalen Drama nicht erfüllte, weil es zum andern ohnmächtig gegen die Intrigen innerhalb der Künstlerkastei und gegen die Bosheiten der Reider war.

Im Verein mit Abel Seyler, dem Galan und späteren Gatten der Madame Hensel, bildete Ekhof eine selbstständige Gesellschaft aus den bedeutendsten Kräften des Hamburger Personals. Nach vielen Wanderzügen wurde die Truppe 1771 von der kunstsinnigen Herzogin Anna Amalia von Weimar nach Jlmathen gerufen. Hier spielte im Schloßtheater, das 1774 zugleich mit dem Schloß ein Raub der Flammen wurde. In Gotha erhielt die Gesellschaft ein neues Asyl. Obwohl die Gesellschaften, bei denen sich Ekhof betätigte, die auslesensten und angesehensten in Deutschland waren, blieben sie dennoch nicht von den Unbilden, Wechselfällen und Demütigungen, denen eine heimatlose Kunst immer ausgesetzt ist, verschont. Der große Menschendarsteller konnte davon ein trauriges Lied singen. In Kiel bei Schönmann fehlten Kostüme und Kulissen; Nur Stücke gab man, die sich in der täglichen Kleidung spielen ließen; eine gelbe Tapete zeigte ein Zimmer oder einen Saal.

eine grüne einen Wald, einen Garten, eine Felsengegend oder eine Straße an. In Osnabrück betrachtete der Pöbel die Schauspieler als sündhaftes Volk und warf mit Steinen die Fenster des Theaters ein. In Hildesheim schneite es durch das Dach des hässlichen Musentempels.

Ekhofs äußere Erscheinung besaß nichts Bestechendes, er war klein, hochschulterig, von edigem Knochenbau. Aber das Auge war jedes Ausdrucks fähig, des heftigsten wie des sanftesten, und ebenso seine Stimme, die — selbst wenn sie mit donnernder Macht ertönte, den Wohlklang nie verlor. Auch über „die Kunst der Sprache durch die Hand" verfügte Ekhof in hohem Grade. Gerade auf diesen Punkt legte Lessing in seiner Dramaturgie immer wieder den größten Nachdruck: ob Ekhof mit einer einzigen Bewegung eine weite Ferne andeutete oder seiner Tochter (auf der Bühne) einen Teil der grauen Haare, bei denen er sie beschwor, vors Auge brachte, stets bedauerte Lessing, nicht zugleich auch alle übrigen männlichen Rollen des betreffenden Stücks von ihm sehen zu können. So gewaltig erschütternd im tragischen Fach, so hinreißend komisch zeigte er sich im burlesken (drolligen). Er kannte alle Falten des Herzens, alle feinsten Unterscheidungsmaße der Stände; er hatte alle Töne der Leidenschaft in seiner Gewalt und war immer der Mensch, den er vorstellte, niemals Ekhof. Sein Spiel war tiefes Studium der Natur, immer Spiegel des Lebens.

Von Ekhof stammte ein heute noch beliebter deklamatorischer Scherz. Als ihn ein Engländer auf eiliger Reise durch Gotha mit echt englischer Zudringlichkeit um eine Probe seiner Kunst anging, trug Ekhof seinem Besucher, der kein Wort Deutsch verstand, das Abc in so mannigfachen Abstufungen des Ausdrucks vor, daß der Engländer bald in Schauer und Schrecken versetzt, bald zu Tränen gerührt wurde und dann wieder in unbändiges Gelächter ausbrechen mußte.

Ekhofs Einkommen in Gotha als Direktor war das höchste, was er je gehabt: es betrug etwas über 600 Taler (ca. 3600 Reichsmark) und neun Klafter Holz für das Jahr; auch besaß er das Recht, Bier zu brauen; davon machte er aber keinen Gebrauch. Er war ein sparsamer Wirt, der sich bei seiner häuslichen Not mit Entbehrungen durchschlug.

Seine Gattin, geborene Steinbrecher, früher eine tüchtige Schauspielerin, litt seit 1765 an einer unheilbaren Krankheit und sank mehr und mehr in Geistesumnachtung. Liebevoll pflegte er die Kranke, und nur die Kunst ließ ihn zeitweilig Leid und Sorgen vergessen. Doch auch seine Gesundheit war untergraben.

Ein letzter Sonnenblick fiel in sein Leben. Der junge Goethe in Weimar wünschte das neue Cumberland'sche Stück „Der Westindier" auf dem fürstlichen Liebhabertheater aufzuführen, Ekhof erhielt eine Einladung und spielte eine der Hauptrollen; Herzog Karl August, Goethe und Damen wie Herren der Hofgesellschaft wirkten mit. Nach der Vorstellung zog der Herzog den großen Künstler zusammen mit Goethe zur Abendtafel.

Das geschah im Januar 1778. Die Kräfte Ekhofs nahmen immer mehr ab. Noch einmal trat er im „Hamlet" auf; er spielte den Geist (Vater

Hamlets); der Ruf, mit dem der Geist in die Erde sinkt: „Ade, ade, gedente mein!“ waren die letzten Worte, die Ethof auf der Bühne gesprochen hatte.

Ihn plagten Schwindsucht und Wassersucht. Noch in der letzten Zeit beschäftigte ihn seine Lieblingsidee, eine allgemeine Pensionskasse für alte Schauspieler zu begründen, aber auch die Sorge um sein bedauernswertes Weib, das ihn zwölf Jahre überleben sollte, quälte ihn; nur mit Erschütterung vermag man die wenigen Akten des Staatsarchivs, die sich mit Frau Ethof beschäftigen, zu lesen.

Ethof erhob das Gothaer Hoftheater zu einem vorbildlichen Musterinstitut. Immer war es Ethofs Bestreben gewesen, seinen Stand zu heben, sich seines künstlerischen Berufes vollbewußt. Schon 1753 unter Schönmann gründete er eine Schauspielerakademie mit dem Wunsche, dem eignen Ensemble zu dienen und das Ansehen des Schauspielers zu heben. Der Schauspieler sollte sich der Gesetze seiner Kunst bewußt werden und an ihrer strengen Erfüllung zum Nutzen des Ganzen arbeiten. Nur Ethofs heiliger Ernst vermochte die ungleichen Elemente einer Schauspielertruppe zusammenzuhalten. Unter ihm wurde ausgezeichnet gearbeitet, Ethof führte die Leseprobe ein; desgleichen „die Konzentrierung des Spiels“, d. h. die möglichst abgerundete Gesamtleistung, er war von der Bedeutung des „Ganzen“ überzeugt. Fleiß und charaktervolle Gediegen-

heit hielten in Ethof der Begabung die Waage, und man lernte wieder besser von einem Stande denken, dem ein so vortrefflicher Mensch angehörte. Ethof erwies sich als ein ehrbarer, rechtschaffener und gottesfürchtiger Mann, dem keine einzige Eigenschaft eines echten Christen und guten Bürgers fehlte. Darum trägt er mit Recht den Namen eines Vaters der deutschen Schauspielkunst. Fr. W. Götters poetischer Nachruf steht auch heute noch in Ehren:

Ein Proteus von Gestalt, ein Zauberer im Ton
Stieß er den Unsinn vom entweihten Thron
Und setzte Wahrheit an die Stelle.
Wißt: er schuf euch die Kunst und adelte den Stand,
Drauf eures Spiels und Vorbild eurer Sitten!

Ethof bekämpfte die Gespreiztheit und Unnatur der französischen Schule durch eine nach Wahrheit und Natürlichkeit strebende Spielweise; er fand in Jffland den besten Förderer und Vollen der seines Bemühens. Jffland ging 1779 von Gotha aus nach Mannheim, übernahm dort 1792 die Oberregie, die er bis 1796 behielt, um dann als Direktor des Nationaltheaters nach Berlin überzusiedeln. Er begründete die sogenannte Mannheimer Schule, jene Schule des einfachen, natürlichen Spiels, deren Lehrsätze noch heute Geltung haben und die in Konrad Ethofs Tätigkeit wurzelt.

Kleine Beiträge

Kampf gegen den Aberglauben in Gotha vor 150 Jahren!

Den Kampf gegen den Aberglauben, von dem ich berichte, führten neben der Kirche auch Laien; sie benutzten das denkbar wirkungsvollste Mittel der Aufklärung: die Presse — soweit man von einer Presse vor 150 Jahren reden kann. Damals erschien in Gotha nur „Das gemeinnützliche Wochenblatt“ des überaus rührigen Buchhändlers Carl Wilhelm Ettinger; es brachte bei geringem Umfang eine Fülle mannigfaltigsten Wissens, nicht in einem trockenen belehrenden Ton, sondern in gefälliger Form.

Sehr energisch wandte man sich vor 150 Jahren gegen „Das abergläubische Kalenderfragen“. Unser Landsmann Ettinger schreibt (Jahrgang II, S. 151): „Der Aberglaube behauptet seine Herrschaft nicht nur noch in dem verfinsterten Heidenthum, sondern auch sogar noch bei einem großen Teil der erleuchteten Christenheit. — Man müßte ein Fremdling unter dem christlichen Pöbel sein, wenn man noch Beweise davon fordern wollte. Ist es nicht z. B. (Gempel) eine offenbare Probe des noch herrschenden Aberglaubens unter dem gemeinen Volk, daß es den Kalender zum Grunde seines Glaubens und seiner Handlungen macht? Dieses Buch ist sein Orakel, das man bei allen Unternehmungen um Rat fragt. Sein Ausspruch ist die Regel, nach der der Aberglaube sät, pflanzt, purgirt (reinigt), Aber läßt, Arznei nimmt, Haare abschneidet usw. Er fürchtet sich — schreibt der berühmte Arzt Tissot — Arzneien zu nehmen, solange die Hundstage dauern. Es ist betrüblich, daß in einem so erleuchteten Weltalter die Unwissenheit des gemeinen Volkes in dieser Absicht so groß ist, daß es sich einbilden kann, die Wirkung der Mittel hänge von dem Zeichen, in welchem sich die Sonne befindet, oder von den Quartieren des Mondes ab. So hat man wiederholt beobachtet, daß gar zu oft auf dem Lande Leute sterben, die ein helfendes Mittel fünf oder sechs Tage zu spät einnahmen, da sie auf ein Zeichen der Sonne oder ein Quartier des Mondes warteten, oder man nahm ein Mittel, welches für den betreffenden Tag — aber nicht für die betreffende Krankheit gut war. Auf diese Weise entschied ein unwissender Kalendermacher über Leben und Tod seiner Mitmenschen.“

Diese Torheit rügte auch der berühmte königlich-großbritannische und kurfürstlich-hannoversche Leibarzt Zimmermann, der auch den großen Preußenkönig zu seinen Patienten zählte, er schrieb: „Ein abergläubischer Mensch unternimmt nichts, ohne vorher den Kalender zu fragen. Hat er einen Seitenstich, stürzt er sich lieber in die Gefahr des Todes, als daß er sich an einem Tage die Ader öffnen ließe, an welchem den Sternenspossen zufolge nicht gut Aderlassen ist. Er glaubt, alles steige aufwärts, wenn der Mond im Aufnehmen ist. Darum schluckt er in dieser Zeit keine Purganz (Abführmittel?), aus Furcht, sie werde ein Brechmittel. — Er mag so krank sein, als er will, so nimmt er kein Mittel, von was für Art es immer sei, wenn der Mond im Stier ist, aus Furcht, dieses wiederläufige Thier zöge seine Mittel aus dem Magen in den Mund. Er hält kein Kraut für gut, wenn es nicht in einer gewissen Stunde gepflückt worden, und keine Wurzel hält er für gut, wenn sie nicht am Charfreitage ausgegraben worden. Er schluckt, wenn alle Zeichen gut sind, eine ungerade Zahl von Pillen, aber niemals eine gerade.“

Der „Almanach für Aerzte und Nichtaerzte auf das Jahr 1782“, dessen Verfasser Herr Hofrat Gruner, Lehrer der Medizin zu Jena, ist, enthält die Widerlegung verschiedener abergläubischer Vorurteile. 1. Eine schwangere Person muß sich mit keinem Strick schürzen; denn das Kind kann dem Hentel nicht entgehen. — „Man wollte durch diesen wohlgemeinten Schreckschuß nur die Schwangeren abzuhalten suchen, den Leib ungebührlich zusammenzuziehen und dadurch sich und dem Kinde zu schaden. Denn der Strick um den Leib hat mit dem Strick des Hentels nichts zu tun.“ 2. Eine Schwangere muß nichts aus dem Brodschranke nehmen und essen: Denn die Kinder werden niemals satt. — „Man wollte der Mutter die ungezogene Genäßigkeit abgewöhnen und erfand diesen frommen Betrug.“ 3. Eine Schwangere muß kein Holz auf den Knien zerbrechen. Das Kind bekommt davon gedoppelte Glieder. „Der Satz ist ebenso falsch, als jener, daß von der bloßen Einbildung der Mutter Kopf und Füße des Kindes verlohren gegangen sein sollen. Es behagt einer Schwangeren nicht, dergleichen gewaltthätige Arbeiten zu unternehmen. Sie kann leicht fallen und dadurch sich und dem Kinde Schaden tun.“ 4. Kein Kind muß im abnehmenden Mond entwöhnt werden: Denn das Kind nimmt nicht zu. — „Kinder, die nicht zunehmen wollen, ohnerachtet sie hinlänglich essen und trinken, sind gemeinlich kränklich, von schwächlichen, ausgemerkelten oder hektischen Eltern erzeugt, selbst schwächlich, zur englischen Krankheit geneigt. Bei so deutlichen und handgreiflichen Krankheitsursachen hat man wohl nicht nötig, den lieben Mond in Anspruch zu nehmen.“ 5. Man muß dem Todten die Augen recht zudrücken, damit er sich nicht nach jemanden in der Stube umsehe und ihn nachhole. „Die Gewohnheit den Verstorbenen die Augen zuzudrücken ist sehr alt. Man rechnet es den Kindern und Anverwandten als eine heilige und unverletzte Pflicht an.“ (J. G. W. III, S. 181).

(Fortsetzung folgt.)

Bauernehre

„Mit Oekonom, da bleib mir fern.
Dies Fremdwort hör' ich gar nicht gern.
Denn wer bebaut das deutsche Land?
Ein Bauer werde der genannt.“
(Brunner, Friedrichswerth, 1899.)

M. Fischer.

Heimat und Wehrmacht

Kriegsbeschädigtenfürsorge von einst

Von Dr. D. Bessenrodt, Gotha

Die Versorgung kriegsbeschädigter Soldaten in früheren Jahrhunderten ist ein trauriges Kapitel. Zwischen Versprechung und Erfüllung klaffte da vielfach eine böse Dissonanz. Selbst nach dem Kriege 1870/71 war das noch so. Erst der nationalsozialistische Staat hat da nicht nur grundsätzlich, sondern vor allem auch praktisch Wandel geschaffen. Grundsätzlich nämlich wurde Verdienst und Anspruch invalide gewordener Soldaten eigentlich kaum irgendmann bestritten. Nur blieb die praktische Folgerung aus dieser Anerkennung in früherer Zeit meist unterwegs. Die Kriegsbeschädigten waren oft auf den Gnadenweg gewiesen, um nur überhaupt ihr Leben zu fristen.

Den von Gotha während des 18. Jahrhunderts nach Holland „vermieteten“ Soldaten und Offizieren war für den Fall ihres Ausscheidens bzw. ihrer Invalidität eine Pension ausbedungen. Sie betrug z. B. für einen invaliden Mann 44 Reichstaler 4 Groschen jährlich und sollte je zur Hälfte am 1. April und am 1. Oktober gezahlt werden. Das Thür. Staatsarchiv in Gotha (WW V (e) 24) weist auch Fälle nach, daß die Pension wirklich gezahlt wurde.

So erlitt 1793 der Musketier Joh. Mich. Wiegand aus Döllstädt in einem Treffen bei Wilhelmstadt eine Verwundung, die die Amputation des linken Beines zur Folge hatte. Seine Pension begann ordnungsmäßig nach seiner Entlassung aus dem Lazarett am 1. 4. 1794 zu laufen. Er erhielt auch die Erlaubnis, sie in der Heimat zu verzehren. Im Frühjahr war ihm der Herzog weiterhin behilflich und ließ ihn auf seinen Wunsch das Schneiderhandwerk als einen „sitzenden Beruf“ erlernen, und als sich im Sommer desselben Jahres ein Musketier und Mechaniker Joh. Andreas Jäger erbot, dem Wiegand für 22 Reichstaler mit einjähriger Garantie ein Holzbein zu verfertigen, das nur halb so schwer sei wie das bisherige, da bewilligt ihm der Herzog unterm 28. August 1795 das Geld. Wiegand trieb — wie er in einem Gesuch vom 24. 2. 1798 berichtet — sein Handwerk mit Erfolg, war aber durch zu enge Wohnungsverhältnisse darin behindert. Er bat deshalb den Herzog um einen Bauvoranschlag von 150 Reichstaler, den er mit 3 Prozent verzinsen und jährlich 20 Reichstaler amortisieren wollte. Als Sicherheit bot er das zu erbaute Haus. Unterm 5. 3. 1798 bewilligte der Herzog alles nach Wiegands Wunsch. Der Bau wurde auch begonnen, mußte aber „wegen der mit jedem Tage steigenden Preise der Baumaterialien“ eingestellt werden, und unterm 17. 7. 1798 erbat Wiegand einen abermaligen Vorschuß von 50 Reichstaler, um Defen, Fußboden und dergleichen zu beschaffen. Das Kriegscollegium empfahl dem Herzog die Gewährung „um des Sicherheitsobjektes willen“, also schon nicht mehr sehr gern. In der Tat geriet Wiegand immer mehr in Not. Unterm 29. September 1800 teilte er mit, daß er Zinsen und Amortisation nicht mehr aufbringen könne. Das Kriegscollegium behielt die Summe von seiner Pension ein. Er bat, diese voll auszuzahlen, da er mit seiner Familie hungere. Er sei den beiden anderen Schneidermeistern in Döllstädt als Konkurrent wegen seines Körperschadens nicht gewachsen. Auch hätten sich die in Langenlialza einlaufenden Döllstädter daran gewöhnt, dort oder in Gräfentonna arbeiten zu lassen. Er bat um Niederschlagung des Schuldrestes als „ein Mann, der seine Glieder im Dienste für das deutsche Vaterland verlor“. So steht es wörtlich in seinem Gesuch vom 29. September 1800, und der Herzog befahl nach einem Gutachten des Kriegscollegiums vom 20. 10. d. J. unterm 27. 10. 1800 die Niederschlagung bis auf einen Rest von 80 Reichstaler tatsächlich.

Solche Vorgänge finden sich nicht allzu selten in den Akten. Vermiesen sei zum Beispiel noch auf das Versorgungsgesuch des Sergeanten Georg Friedrich Bornschein, der hervorhebt: „Ich habe in Holland über 30 Jahre treu und redlich gedient und als Sergeant mehr als 2000 Meilen (!) während meiner Dienstzeit und oft mit Gefahr meines Lebens nach Holland transportiert.“ (Thür. Staatsarchiv Gotha WW V (e) 30.) Die Vorgänge geben interessante Einblicke in die heeresgeschichtliche, wirtschaftliche und kulturelle Vergangenheit unserer engern Heimat.